

Eine kontroverse Diskussion verdient Plakates Spekulation über die weitere gesellschaftliche und mediale Entwicklung, wenn er eine Linie von den Talkshows zu den „Chats“ im Internet zieht. Hier wird der Autor zur Cassandra, die der digitalen Revolution nichts abzугewinnen vermag. Beklagt wird die angebliche Folgenlosigkeit und Beliebigkeit im Internet: „Alles verflüchtigt sich im Cyberspace“ (167). Eine Kritik, die allerdings gerade in der postmodernen Spaßgesellschaft so wenig skandalisieren dürfte wie das nicht minder empörte Verdict Plakes: „Damit ist das Internet nicht nur unpolitisch, es neutralisiert die Politik“ (165). Vielleicht wäre es gerade für die Sozialwissenschaften hilfreich, an einem neuen Begriff von Politik zu arbeiten, der die modernen Informations- und Kommunikationstechnologien berücksichtigt, anstatt sie pikiert auszublenden.

Thomas Busch

SCHMITT-BECK, Rüdiger: *Politische Kommunikation und Wählerverhalten. Ein internationaler Vergleich*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000. 448 S. Kart. 68,-.

Ausgangspunkt dieser von der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Mannheim angenommenen Habilitationsschrift ist die Überlegung, daß Prozesse der Politikvermittlung eine zentrale Voraussetzung für die Beurteilung des politischen Geschehens sind, weil erst durch sie das Handeln politischer Eliten für die Wähler transparent wird. Nur wenn Bürger über ausreichende Kenntnisse von den Aktivitäten der politischen Akteure verfügen, können sie sinnvoll auf den politischen Prozeß reagieren. Die Studie beschäftigt sich deshalb mit der Frage, wie und welche gesellschaftlichen Informations- und Kommunikationsflüsse die Entscheidungen von Wählern beeinflussen.

Als Quellen gesellschaftlicher Information werden sowohl Gespräche untersucht, die die Wähler mit Personen ihrer primären und sekundären Umwelt führen („interpersonale Kommunikation“), als auch die Nachrichten, die von der Presse und dem Fernsehen den Wählern vermittelt werden („Massenkommunikation“). Der jeweilige Einfluß dieser beiden eher kurzfristig wirkenden Informationen auf

das individuelle Wahlverhalten wird als Resultat der Abweichung von der „Grundlinie“ definiert, die von den lang-fristigen politischen Orientierungen der Wähler („politische Prädispositionen“) bestimmt wird. Informationen werden also immer dann Einfluß auf das Wahlverhalten zugesprochen, wenn die Wähler ohne die empfangenen Informationen anders gestimmt hätten. Empirische Grundlage der Studie sind Daten, die Anfang der 90er Jahre in Deutschland (getrennt zwischen Ost und West), den USA, Großbritannien und Spanien anlässlich nationaler Wahlen erhoben worden sind. Die auf einem hohen methodischem Niveau angesiedelte Arbeit legt eine Fülle von zum Teil sehr differenzierten Ergebnissen vor, die hier nur exemplarisch referiert werden.

Wie Schmitt-Beck mit Hilfe des Einsatzes von Logit-Analysen zeigt, hat die Rezeption politischer Informationen im Rahmen persönlicher Gespräche in allen untersuchten Gesellschaften, wenn auch mit unterschiedlicher Prägekraft, signifikant zur Formierung der Wahlentscheidungen beigetragen. Dabei übten vor allem die Gesprächspartner den größten Einfluß aus, mit denen die Befragten politisch übereinstimmten und denen sie Vertrauen entgegenbrachten. In der Regel waren dies die Ehepartner. Von daher kam es bei den Wählern auch weniger zu einer „Konversion“ ihrer Überzeugungen und ihres Wahlverhaltens als vielmehr zu ihrer „Aktivierung“. Interpersonale Kommunikation richtete sich insofern insbesondere auf die Schließung von „Leerstellen“ der richtungspolitischen Mobilisierung von Parteisympathisanten. Allerdings waren „Konversionen“ nicht ausgeschlossen, doch wirkten sie sich nur auf der Individualebene aus. Auf der Aggregatsebene der Wahlergebnisse neutralisierten sie sich weitgehend, so daß es zu keinen nennenswerten Vorteilen für einzelne Parteien oder Kandidaten gekommen ist.

Im Gegensatz zur interpersonalen Kommunikation waren die Einflüsse der medienvermittelten Kommunikation von geringerer Bedeutung für das Wählerverhalten. Auch hier bevorzugten die Wähler solche Medien, die ihren politischen Prädispositionen entsprachen. Insgesamt war aber das Ausmaß selektiver Rezeption bei den Massenmedien geringer.

Dort aber, wo mediale Einflüsse dennoch nachweisbar waren, bezogen sie sich gleichermaßen auf die Presse und auf das Fernsehen. Letzteres war aber wegen seiner größeren Reichweite wahlpolitisch wichtiger als die Printmedien. Interessanter als dieser Befund dürfte aber das Ergebnis sein, daß sowohl faktenorientierte Angebote als auch unterhal tende Talkshows die Wahlentscheidungen gleichermaßen zu beeinflussen vermochten. Allerdings fand auch bei der medienvermittelten Kommunikation auf der Ebene der Wahlergebnisse ein Ausgleich gegensinniger Einflüsse statt, wenn auch in einem geringerem Ausmaß als bei der interpersonalen Kommunikation. Auch bei der Massenkommunikation kam es zu einer „Aktivierung“ bereits bestehender Einstellungen und nur in Ausnahmefällen zu „Konversionen“. Diese kamen vor allem bei den parteipolitisch ungebundenen Wählern vor.

Insgesamt gesehen ist die Studie ein Meilenstein der empirischen Wahlforschung, weil sie erstmals in systematischer und interkulturell vergleichender Weise die Faktoren Information und Kommunikation für das Wählerverhalten berücksichtigt. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn Schmitt-Beck seine Ergebnisse im Kontext seiner eingangs angestellten demokratietheoretischen Ausführungen zum Verhältnis von Bürgern und politischen Akteuren diskutiert hätte.

Edwin Czerwick

ZÖLLER, Stephan: *Mit der Soutane auf Quotenjagd. Die kirchlichen Sendereihen im deutschen Privatfernsehen*. München: Don Bosco 1999. 334 S. Kart. 44,-.

Die Untersuchung stellt das bisherige Engagement der katholischen Kirche bei den neuen, durch Werbung finanzierten Sendern auf eine solide Grundlage. Der Autor hat nicht nur Daten über die Zuschauerzahlen und den Marktanteil ausgewertet, er hat auch nachgerechnet, in welchem Umfang die jüngeren Zuschauergruppen erreicht werden. Dies ist für die privaten Programmanbieter entscheidend, denn die Werbewirtschaft ist nur bereit, für das Segment der unter 50jährigen zu zahlen, da die älteren Zuschauer wegen der sehr viel stärkeren Fernsehnutzung sowieso mit fast jeder Sendung

erreicht werden. Durch die übersichtliche Darstellung des Zahlenmaterials, die Verwendung von Diagrammen und die gut lesbare Interpretation kann sich der Leser ein Bild davon machen, mit welchen Vorgaben Programme entwickelt und plaziert werden. Der Überblick zeigt, daß die SAT 1-Pfarrer-Serie „Schwarz greift ein“ die meisten Zuschauer erreicht hat. Der Bibelclip auf RTL kommt ebenfalls auf gute Werte.

Als kommunikationswissenschaftliche Arbeit kann die Untersuchung sehr wohl bestehen. Was ist aber der theologische Ertrag? Hier ist die Arbeit von Zöller ein weiterer Beleg dafür, daß die Theologie das Erzählmedium Fernsehen mit theologischen Kategorien nicht zu fassen vermag. Das enttäuscht um so mehr, als der Autor die den Wettbewerb bestimmenden Quoten sehr gut analysiert hat. Die „Verkündigungstheologischen Desiderate“ fallen dann auch recht mager aus. Ganze sechs Seiten verwendet der Autor auf dieses Schlüsselthema. Die Kirche wird aufgefordert, das ihr zustehende Programmkontingent auszuschöpfen. Aber wie das in einem von Werbung finanzierten Programm möglich sein soll, wird nicht erklärt.

Die Kirche wird vom Autor aufgefordert, ihre „Privilegien ... hinreichend für das Gemeinwohl einzusetzen“ (287), ohne daß geprüft wird, ob ein Privatsender überhaupt einem solchen Anspruch genügen muß und ob die Zuschauer das dann auch honorieren. Weiter heißt es: „Die Spannung zwischen der Anpassung an den vermeintlichen (Massen)-Geschmack und der Treue zum christlichen Proprium ist bewußt auszuhalten und stets neu zu gestalten.“ (ebd.) Solche Leerformeln sollte man nur dann stanzen, wenn man konkret zeigt, wie das möglich ist.

Wer anders ist der Adressat solcher Forderungen als die praktische Theologie selbst. Der Fernsehbeauftragte und die kirchliche Produktionsgesellschaft müssen sich im Wettstreit um Sendezeiten und die Zuteilung von Budgets durchsetzen. Es ist schön, wenn der Autor die Ergebnisse positiv würdigt. Wer betreibt aber die theologische Arbeit, diese Form kirchlicher Praxis auf eine solide Grundlage zu stellen? Hier macht sich auch nachteilig bemerkbar, daß der Autor nicht die Architekten kirchlicher